

Josef Pieper

Fragmente

1. Über Dunkel und Licht

Der helle Bezirk des erkenntnisbeherrschten, freien menschlichen Wirkens ist an allen seinen Grenzen dem Dunkel benachbart, dem Dunkel des Naturhaften in uns selbst und dem tieferen, undurchdringlichen Dunkel der unmittelbar göttlichen Bestimmung unseres Wollens und Wirkens. Doch sind beide Bereiche dunkel nur für uns: in Wirklichkeit sind sie durchstrahlt von der unendlichen Helligkeit des göttlichen Wissens und Vorsehens; von ihr aber sagt die Heilige Schrift: ihr «Licht» sei «unzugänglich» (1. Tim 6, 16); und Aristoteles: zu ihr verhalte sich unser Verstand «wie das Auge der Nachtvögel zum Lichte des Tages».

2. Über Sein und Sollen

Alles Sollen gründet im Sein. Die Wirklichkeit ist das Fundament des Ethischen. Das Gute ist das Wirklichkeitsgemäße. Wer das Gute wissen und tun will, der muß seinen Blick richten auf die gegenständliche Seinswelt. Nicht auf die eigene «Gesinnung», nicht auf das «Gewissen», nicht auf die «Werte», nicht auf eigenmächtig gesetzte «Ideale» und «Vorbilder». Er muß absehen von seinem eigenen Akt und hinblicken auf die Wirklichkeit.

3. Über hörendes Schweigen

Nur wer schweigt, hört. Und nur das Unsichtbare ist durchsichtig. Hier allerdings ist ein tieferes Schweigen erforderlich, als es die bloße Enthaltung von Wort und Äußerung ist. Es gibt auch ein inneres Wort; und auch dieses muß verstummen, damit die Dinge zu Wort gelangen können.

Doch «tötet» der in Wahrheit Hörende sich nicht ab zu widernatürlicher und widergeistiger Stummheit. Und sein Schweigen ist keineswegs leere und tote Lautlosigkeit. In diesem Schweigen ist nicht nur Hören, sondern auch Antwort. Was der wahre Hörer sich verbietet, ist einzig dieses: die selbsteigene Sonnenhaftigkeit des die Sonne erblickenden Auges zu trüben, der dem Seienden in innerster Gleichartigkeit ent-«sprechenden» Antwortkraft der Seele ins Wort zu fallen.

Dem also schweigenden Hörer aber, ihm allein, erschließt sich die Welt; und je schweigender er lauscht, desto reiner vermag er die Wirklichkeit zu gewahren.

Weil «Vernunft» nichts anderes ist als die Kraft, Wirklichkeit zu «vernehmen», darum stammt alle vernünftige, sinnvolle, gesunde, klare, herzbewegende Rede aus hörendem Schweigen. Es bedarf also alles Reden der Eingründung in die mütterliche Tiefe des Schweigens. Sonst ist das Wort herkunftslos; es wird Geschwätz, Lärm, Betrug.

Nicht allein wenn wir unter die Schwelle unseres Wesens hinabgezwungen, sondern auch wenn wir über unser Vermögen hinausgehoben werden, verlieren wir die Sprache.

Der Herzbereich menschlichen Seins, der bebaute Acker von Wort und Sprache, grenzt also, rechts wie links, an die Wortlosigkeit: an das Verstummen der unmündigen Kreatur, das Verstummen des Mystikers. Nach unten aber, in die Tiefe, treibt die Rede ihre Wurzeln ins nährende Erdreich des Schweigens.

4. Die Ziele bedürfen nicht der Überlegung

Die letzten Ziele des eigenen Lebens zu wissen, ist nicht und kann nicht sein die Frucht eines in eben diesem «Leben» erst noch zu erwerbenden und zu vollendenden Könnens. Die Ziele sind vor-gegeben. Niemand ist darüber in Unkenntnis, daß er das Gute lieben und verwirklichen muß; jedermann weiß – ausdrücklich oder nicht –, daß das wesenseigentümliche Gut des Menschen «das Sein gemäß der Vernunft» ist, das heißt, das Sein gemäß der eigenen und der mitgeschaffenen Wirklichkeit; und es gibt niemanden, dem erst noch gesagt werden müßte, daß er gerecht und tapfer sein und daß er maßhalten soll; zu all diesem bedarf es keiner «Überlegung».

5. Überklugheit und Geiz

Erstaunlich und von kaum auszulotender Tiefe ist der Satz des Thomas von Aquin: die falsche Klugheit und Überklugheit sei dem Geiz entprungen und wesensverwandt.

Diese Aussage stellt auch die Tugend der Klugheit selbst und die in ihr wirkende Grundhaltung des Menschen noch einmal in ein scharfes und neues Licht; sie schließt den Sachverhalt in sich, daß die Klugheit auf eine ganz besondere Weise dem Geiz entgegengesetzt sei. Wie durch eine Sprengung öffnet sich plötzlich eine Verbindung zwischen mehreren Gedankengängen, die bisher nicht zusammenzuhängen schienen.

Die deutsche Sprache scheint sich übrigens, in einer nicht mehr ganz deutlichen Erinnerung, jener geheimen Verbundenheit von Geiz und falscher Klugheit bewußt zu sein, was eine mindestens ebenso überraschende Tatsache ist. Im Niederdeutschen bezeichnet ein und dasselbe Wort («wies») den Klugen wie den Geizigen; und das mittelhochdeutsche Wort «karg» (karc), das die findige Schlaueheit der Selbstsucht bedeutet, gilt als durchaus dem Sinnbezirk und dem «Wortfeld» der Klugheit zugehörig.

«Geiz» meint hier mehr als die ungeordnete Liebe zu Geld und Besitz. Geiz ist hier zu verstehen als das maßlose Streben nach all der «Habe», durch die sich der Mensch seiner eigenen Größe und Geltung versichern zu können meint. Geiz also bedeutet die ängstliche Greisenhaftigkeit krampfhafter, einzig auf Bestätigung und Sicherung bedachter Selbstbewahrung. Bedarf es noch eines Wortes, daß und wie sehr dies alles der innersten Richtung der Klugheit entgegen ist; wie sehr das erkennende und anerkennende Schweigenkönnen des Subjekts angesichts der Wahrheit der wirklichen Dinge, wie sehr Seinsgerechtigkeit im Erkennen und Beschließen unmöglich ist ohne die Jugendlichkeit des tapfer vertrauenden und sozusagen selbstverschwenderischen Verzichts auf die Vorbehalte ängstlicher Selbstbewahrung und auf alles ichhafte «Interesse» an bloßer Selbstbestätigung; wie sehr also die Tugend der Klugheit unmöglich ist ohne die ständige Bereitschaft des Absehens von sich selbst, ohne die Gelöstheit und Krampflosigkeit wirklicher Demut und Sachlichkeit?

6. Über das Schmecken der Wirklichkeit

Die Grundhaltung der Seinsgerechtigkeit, der Sachlichkeit, der Objektivität, die in der klassischen Lehre von der Klugheit zum Ausdruck kommt, wurde im Mittelalter zusammengefaßt in dem großartig-einfachen Satz: Weise ist der Mensch, wenn ihm alle Dinge so schmecken, wie sie wirklich sind. Es ist nun eine, wie mir scheint, kaum wichtig genug zu nehmende Erfahrung der modernen Seelenkunde, genauer gesagt, der modernen «Seelenheilkunde»: daß ein Mensch, dem die Dinge nicht so schmecken, wie sie sind, sondern der in allen Dingen nur sich selber schmeckt, weil er nur auf sich selber hinblickt – daß dieser Mensch nicht nur die reale Möglichkeit der Gerechtigkeit (und aller sittlichen Tugend überhaupt) verloren hat, sondern daß er auch die seelische Gesundheit verloren hat; ja, daß eine ganze Kategorie seelischer Erkrankungen wesentlich in dieser ichhaften «Unsachlichkeit» besteht.

7. Tapferkeit ist nicht «Optimismus»

Tapferkeit setzt in einem bestimmten Sinne voraus, daß der Mensch sich vor dem Übel fürchtet; ihr Wesen liegt nicht darin, keine Furcht zu kennen, sondern darin, sich durch die Furcht nicht zum Bösen zwingen oder von der Verwirklichung des Guten abhalten zu lassen. Wer sich – und sei es auch um des Guten willen – in eine Gefahr begibt, ohne um ihre Gefährlichkeit zu wissen, oder aus einem triebhaften Optimismus heraus («mir wird schon nichts geschehen») oder in dem begründeten Vertrauen auf die eigene Kraft und Kampfestüchtigkeit – der besitzt damit nicht schon die Tugend der Tapferkeit. Die Möglichkeit, im echten Sinne tapfer zu sein, ist erst dann gegeben, wenn alle jene scheinbaren oder wirklichen Sicherheiten versagen, das heißt, wenn der natürliche Mensch sich fürchtet; und zwar nicht, wenn er sich aus unbegründeter Ängstlichkeit fürchtet, sondern wenn er auf Grund der klaren Einsicht in die wirkliche Lage der Dinge nicht anders kann, als sich – also sozusagen mit gutem Grunde – zu fürchten. Wer in solcher Situation des unbedingten Ernstfalles, vor der jeder *miles gloriosus* verstummt und jede heroische Geste lahm wird, auf das Furchtbare zugeht und sich nicht hindern läßt, das Gute zu tun, und zwar um des Guten, das ist letztlich um Gottes willen, nicht also aus Ehrgeiz oder aus Angst, für feige gehalten zu werden: der erst ist wirklich tapfer.

8. Perikles über die Tapferkeit

Die Tugend der Tapferkeit hat nichts zu tun mit einem rein vitalen, blinden Draufgängertum (so sehr sie andererseits Gesundheit im Vitalen vorausgesetzt, mehr vielleicht als irgendeine andere Tugend). Nicht der ist schon tapfer, der sich unbesehen und unterschiedslos irgendeiner Gefahr aussetzt; denn das besagt nichts anderes, als daß einer alle möglichen Dinge unbesehn und unterschiedslos für wertvoller hält als die persönliche Unversehrtheit, die er dafür aufs Spiel setzt. Nicht irgendein Sich-Einsetzen für irgendwas macht das Wesen der Tapferkeit aus, sondern nur eine Selbsthingabe, die der Vernunft, und das heißt: dem wahren Wesen und Wert der wirklichen Dinge, entspricht. Echte Tapferkeit setzt eine richtige Einschätzung der Dinge voraus; sowohl derer, die man «riskiert», als auch derer, die man durch den Einsatz zu bewahren oder zu gewinnen hofft.

Jene griechische Rühmung, die Perikles in die hohen Worte seiner Rede für die Gefallenen gefaßt hat, spricht auch eine christliche Weisheit aus: «Denn auch dies ist unsere Art: da am freiesten zu wagen, wo wir am besten über-

legt haben. Bei andern aber erzeugt nur die Unkenntnis Tapferkeit, die Überlegung jedoch Zagen.»

9. Über Zucht und Unzucht

Es ist ein zwar alltäglicher, aber darum nicht weniger geheimnisreicher Sachverhalt, daß die innere Ordnung des Menschen nicht – wie die von Kristall, Blume und Tier – eine einfachhin gegebene und selbstverständliche Wirklichkeit ist, sondern daß vielmehr die gleichen Kräfte, aus denen das menschliche Dasein sich erhält, jene innere Ordnung bis zur Zerstörung der geistig-sittlichen Person verkehren können. Schwer begreiflich ist vor allem, daß wirklich das innerste menschliche Selbst es ist, das sich selber bis zur Selbstzerstörung in Unordnung zu bringen vermag. Der Mensch ist ja nicht ein Kampfplatz widerstreitender Kräfte und Untriebe, die einander besiegen; und es ist ja doch nur eine bildliche und ungenaue Redeweise: die Sinnlichkeit «in uns» siegt über die Vernunft. Vielmehr: immer sind einzig wir selber die Täter von Zucht und Unzucht, von Selbstbewahrung und Selbstzerstörung. Immer ist es die Entscheidungsmittel der ganzen und unteilbaren Person, von der aus die innere Ordnung gewahrt oder verkehrt wird: «Ich tue, was ich nicht will, das Böse» (Röm 7, 19).

10. Über «Disziplin»

Die «Disziplin», so sagt Ernst Jünger in seiner bemerkenswerten Abhandlung «Über den Schmerz», habe keine andere Bedeutung als diese: das Leben in ununterbrochener Föhlung mit dem Schmerz zu halten und dadurch in der Bereitschaft, «zu jeder Stunde im Sinn einer höheren Ordnung zum Einsatz gebracht» zu werden. Nun ist zwar der maskenhaftstarre Jüngerische Begriff der «Disziplin» durchaus unterschieden gegen den christlichen der Zucht und des Maßes; niemals etwa vermöchte Jünger den Satz des Thomas von Aquin mitzuvollziehen: «Ziel und Norm der Zucht ist die Glückseligkeit». Dennoch erscheint, wenn man von dem Tatbestand des Schmerzes her den christlichen Begriff der Zucht ins Auge faßt, hinter seiner vordergründigen Schöpfungsfröhlichkeit ein härteres Antlitz, geprägt durch die Entscheidung, das Geschaffene um seines Schöpfers willen dahinzugeben – wemgleich auch dieses härtere Antlitz widerleuchtet von einer bejahenden Heiterkeit, die alle naive Schöpfungsfröhlichkeit noch um eine Unendlichkeit überragt.

11. Über die Zürnkraft

Das christliche Gemeinbewußtsein pflegt, wann immer vom Zorn die Rede ist, einzig das Unbeherrschte, das Widergeistige, das Negative daran ins Auge zu fassen. Ebenso
 5 aber wie «Sinnlichkeit» und «Begehren», so gehört auch die Kraft des Zürnens zu den Urkräften des menschlichen Wesens. In dieser Kraft, zu zürnen, spricht sich geradezu die Energie der Menschennatur am deutlichsten aus. Auf das schwer zu Erlangende, auf das dem mühelosen Zulangen
 10 sich Versagende richtet sich diese Kraft, überall da zum Einsatz bereit, wo ein *bonum arduum*, ein «steiles Gut», auf Eroberung wartet.

Wer also die Kraft des Zürnens verketzert, als sei sie in sich selbst etwas Widergeistiges und also «abzutöten», der
 15 tut das gleiche wie einer, der solches von «Sinnlichkeit», «Leidenschaft» und «Begehren» sagt – beide schmähen die Grundkräfte unseres Wesens, beide beleidigen den Schöpfer, der, wie die Liturgie der Kirche sagt, «die Würde des menschlichen Wesens wunderbar gegründet» hat.

20 12. Über die Heiterkeit des Herzens

Hilaritas mentis, Heiterkeit des Herzens: mit nichts sonst verbindet die christliche Lebenslehre diesen Begriff so eng wie mit der Urgestalt aller Askese, dem Fasten. Diese Verknüpfung ist grundgelegt im Neuen Testament, in der Wei-
 25 sung des Herrn, die von der Kirche Jahr für Jahr zu Beginn der Fastenzeit verkündet wird: «Wenn ihr fastet, dann macht kein finsternes Gesicht!» (Mt 6, 16).

Augustinus sagt: es sei ganz und gar gleichgültig, was und wieviel einer esse, sofern dabei nur das Wohl derer, mit
 30 denen er Gemeinschaft habe, und sein eigenes Wohl und das Erfordernis der Gesundheit gewahrt werde; worauf es ankomme, sei einzig dieses: mit welcher Leichtigkeit und Heiterkeit des Herzens er darauf zu verzichten vermöge, wenn Not oder Sollen es verlangen.

35 13. Über Abstinenz und Stumpfheit

Wenn sie überhaupt einer eigentlich sittlichen Wertung unterstellt werden, so pflegen jedenfalls die Verfehlungen wider die Tugend der *abstinentia*, wider die «Vernunftfö-
 40 rung» also im Bezirk der Lust an Essen und Trinken, sehr leicht genommen zu werden. Eine klare und entschiedene Bejahung des christlichen Menschenbildes aber wird gleichwohl das Zerstörerische deutlich bemerken, das der süchtigen Sorge um das Was und Wieviel von Speise und

Trank innewohnt. Thomas hat dieses Zerstörerische als *hebetudo sensus* bezeichnet, als Stumpfheit und Unschärfe des inneren Sinnes, die geistigen Realitäten aufzufassen. Sollte nicht ein gewisser ursächlicher Zusammenhang bestehen
5 zwischen der fast schon selbstverständlich und alltäglich gewordenen Erscheinung dieser Stumpfheit des inneren Sinnes und der gleichfalls selbstverständlich gewordenen Alltäglichkeit jenes Leichtnehmens?

14. Unreinheit zerstört die Person

10 Offen zu sein für die Wahrheit der wirklichen Dinge und aus der ergriffenen Wahrheit zu leben: das macht das Wesen des sittlichen Menschen aus. Nur wer diesen Sachverhalt sieht und bejaht, vermag auch zu erkennen, wie tief die Zerstörung reicht, die ein unkeusches Herz in sich selbst
15 geschehen läßt.

15. Sinnliches Genießen erst durch Keuschheit möglich

Nicht nur die Sättigung des Geistes durch die Wahrheit ist unmöglich ohne Keuschheit, sondern auch die eigentli-
20 che sinnliche Freude am sinnlich Schönen. Daß sinnliches Genießen durch die christliche Lebenslehre nicht aus dem Bereich des Sittlich-Guten (nicht nur nicht des «Erlaubten») ausgeschlossen wird, braucht nicht noch eigens dargelegt zu werden. Daß aber dieses Genießen just durch die Tu-
25 gend der Zucht und des Maßes erst ermöglicht werden soll – das ist ein überraschender Gedanke. Und doch steht in der *Summa theologica* des heiligen Thomas solches zu lesen – wengleich mehr zwischen und hinter den Zeilen des ausdrücklich Gesagten. Bei den Tieren, so heißt es da,
30 entspringe aus der Tätigkeit der anderen Sinne, des Auges etwa und des Ohres, keine Lust außer in Hinordnung auf die Befriedigung von Hunger und Paarungstrieb; einzig wegen des Fraßes «freue» sich der Löwe, der einen Hirsch erspähe oder seinen Ruf höre. Der Mensch hingegen ver-
35 möge sich darüber hinaus des Gesehenen und Gehörten auch *propter convenientiam sensibilium* zu freuen, wegen der dem Gesehenen oder Gehörten innewohnenden sinnlichen «Angemessenheit» selbst, worunter nichts anderes als eben die sinnliche Schönheit zu verstehen ist. Man liest und hört
40 nicht selten, in der Unzucht sinke der Mensch auf die Stufe des Tieres hinab – eine mit Vorsicht zu gebrauchende Wendung; denn Unzucht (wie auch Zucht) ist etwas ausschließlich Menschliches, weder der Engel kennt sie noch das Tier. Aber von jener Unterscheidung her bekommt die

Redensart doch einen guten Sinn: ein unkeuscher Genußwille hat die Tendenz, den Gesamtbestand der sinnlichen Welt, besonders die sinnliche Schönheit, einzig auf die Geschlechtslust zu beziehen. Nur eine keusche Sinnlichkeit
 5 also vermag die eigentlich menschliche Fähigkeit, etwa die des menschlichen Leibes, als Schönheit zu gewahren und sie, unverwirrt und nicht befleckt von einem alles vernebelnden selbstischen Genußwillen, um ihrer selbst willen, *propter convenientiam sensibilibium*, zu genießen. Es ist mit
 10 Recht gesagt worden: nur wer ein reines Herz habe, vermöge frei und befreiend zu lachen. Nicht minder gilt, daß nur, wer mit reinen Augen in die Welt blickt, ihre Schönheit erfährt.

16. Das Dasein hat die Bauform der Hoffnung

Die menschliche Existenz und alles unmittelbar ihr Zugehörige hat die Bauform der Hoffnung. Wir sind *viatores*, auf dem Wege, «noch nicht» Seiende. Darin steckt ein Nein und ein Ja: wer könnte sagen, er besitze bereits das ihm zuge-
 20 dachte Sein; er habe irgendetwas begriffen (begreifen heißt: etwas so sehr erkennen, wie es erkennbar ist, etwas zu Ende erkennen); er habe die Gesamtheit der seienden Dinge abgeschritten. Und doch steht gegen dieses Nein ein Ja: wie
 25 sehr unser Leben, unser Erkennen auch Stückwerk sei, es ist dennoch Schritt auf dem Wege – mag dieser Weg auch unbeendlich sein. Eben dies aber ist, was wir die «Bauform der Hoffnung» nannten. In der Tugend der Hoffnung geschieht der Nachvollzug der ursprünglichen Bauform des menschlichen Daseins selber.

17. Über die Hoffnung des Christen und des Heiden

Niemals kann der natürliche Mensch mit solcher Sieghaftigkeit wie der Christ sagen: es wird gut enden mit mir selbst. Und nie kann die Hoffnung des natürlichen Men-
 35 schen ein solches «Ende» erhoffen wie die des Christen. Niemals aber auch könnte ein Heide zu so tiefer Verzweiflung versucht werden wie der Christ und, so scheint es, gerade die großen Christen und die Heiligen.

18. Der Verzweifelnde kann Optimist sein

Hoffnung und Verzweiflung können je verschiedene Grade des Tiefgangs besitzen. Oberhalb einer Hoffnung, die in der innersten Seinstiefe der Seele wurzelt, kann es, näher
5 der Oberfläche sozusagen, mancherlei Verzweiflungen geben. Aber sie berühren die tiefere Hoffnung nicht, und sie haben keine endgültige Bedeutung. Andererseits: ein im letzten Grunde verzweifelter Mensch kann in den vorletzten Seinsbereichen, etwa des Natürlich-Kulturellen, durchaus
10 als Optimist erscheinen, anderen und sich selbst, falls er nur die innerste Kammer der Verzweiflung radikal abzudichten versteht, so daß kein Schmerzenslaut nach außen dringen kann; (und es spricht vieles dafür, daß der zeitgenössische Weltmensch es darin zu einer wahrhaften Virtuosität
15 gebracht hat).

19. Über Lesen und Vorlesen

Auszüge aus: *400 Jahre Köselverlag* (München, 1993),
59–65.

Meine Kinder haben mich gelegentlich, die Bücherwände meines Arbeitszimmers betrachtend, etwas ungläubig
20 gefragt, ob und wieso ich wirklich schon vor dem Abitur das Wichtigste von Dostojewski, Tolstoi, Balzac und sogar einiges von Kierkegaard gelesen haben könne. Sie vermögen es sich schon nicht mehr vorzustellen, welches
25 Maß an freier Zeit einmal die schlichte Tatsache bedeutet hat, daß es weder Rundfunk noch Fernsehen gab. So haben meine Freunde und ich als Sekundaner und Primaner ziemlich wahllos ungezählte Bücher gelesen, deren Bedeutung, im Positiven wie auch im Negativen, sich erst später
30 gezeigt hat. Der Siebzehnjährige zum Beispiel, der mehr oder weniger zufällig an ein von Theodor Haecker übersetztes Buch von Sören Kierkegaard geraten und, obwohl ihm das wahrhaft Gemeinte sicher noch verborgen blieb, sogleich fasziniert war von der ironisch-polemischen Dik-
35 tion des Vorworts, konnte unmöglich ahnen, daß ebendies für ihn unversehens zur Lebenswende geraten sollte. Es war ein reiner Glücksfall, damals einem merkwürdigen Lehrer zu begegnen, mit dem mich sogleich ein besonderes Vertrauensverhältnis verband. Als Bauernsohn aus
40 dem Münsterland war er in jungen Jahren Dominikaner geworden, durch die Schule des französischen Thomismus gegangen, dann aus gesundheitlichen Gründen aus dem Orden ausgetreten und nun Religionslehrer am münsterischen Gymnasium Paulinum geworden. Ihm also las ich

eine Passage aus Kierkegaards «Buch über Adler» vor, die mit den Worten begann: «Da unsere Zeit, wie der Friseur sagt, eine bewegte Zeit sein soll . . . ». Mein Lehrer hörte sich das mit freundlicher Geduld eine Weile an, während seine
5 Hand den rötlichen Bart strich; dann aber sagte er, das sei in der Tat gut gesagt; aber im Grunde sei es doch «Konditor-Gebäck». «Was Sie aber brauchen, ist Brot!» Und dann empfahl er mir, doch einmal den Kommentar zu lesen, den Thomas von Aquin zum Prolog des Johannes-Evangeliums
10 geschrieben habe. Etwas ernüchert und enttäuscht verabschiedete ich mich; aber schon ein paar Tage später saß ich, zusammen mit einem Freunde, vor dem mittelalterlichen Text. Die lateinische Sprache machte uns keine Schwierigkeit. Wohl aber war uns eine bis dahin ganz unvertraute
15 Art des Lesens abverlangt, die eher der Mühsal der Wein-«Lese» oder der Ähren-«Leserin» glich: mit angespannter Aufmerksamkeit pflückten wir die einzelnen Worte aus dem glasklaren lateinischen Text und suchten sie möglichst unversehrt hinüberzutragen in ein möglichst ebenso klares
20 Deutsch. Die «Lebenswende» aber, von der ich sprach, geschah wahrhaftig in ebendiesen Tagen, jedenfalls bereitete sie sich darin vor: ohne daß ich dessen deutlich gewahr geworden war, hatte sich die Begegnung mit meinem großen Lehrmeister ereignet, dessen Schüler ich bis heute geblieben bin.
25 Die promotionsarbeit des Zwanzigjährigen und die bald darauffolgenden Veröffentlichungen waren nichts anderes als «Protokolle» meiner ersten Entdeckungsreisen durch den Kontinent «Thomas von Aquin». Damals wußte ich noch nicht, wie sehr es mir dabei zugute kam, und daß es keineswegs ein Unglück ist, *keinen* fachkundigen
30 Begleiter und Lehrer zu haben. Tatsächlich hatte der einzige Professor, der für die Betreuung meiner Promotion in Betracht kam, den Mut, das (wie Kant sagt, selten von den Kathedern zu hörende) Bekenntnis zum Nicht-wissen vor dem staunenden Kandidaten auszusprechen; tatsächlich war er, wie ich wußte, vor allem Psychologe; und so ließ er mich für meine Arbeit allein. Damit ist das Thema «Lesen» wieder zur Sprache gebracht: für meine Thomas-Lektüre bekam ich von ihm weder fördernde noch einschränkende
40 Hinweise; vor allem blieb es mir erspart, mich um die schulmäßigen, mir weithin unbekanntem «. . . ismen» kümmern zu müssen, die sich um den Namen «Thomas» angesiedelt hatten. So habe ich in einer Art «Rausch» sozusagen hemmungslos mich in das Werk des Meisters selber vertieft und gelesen, gelesen, gelesen.

In den recht kargen Jahren kurz vor dem Ausbruch des Krieges, da der «freie Schriftsteller» bei einem monatlichen Einkommen von 225,- Mark die Gründung einer Familie wagte, war es gerade diese Kargheit, welche zugleich
50 Freiheit bedeutete. An meinem 85. Geburtstag fragte mich mein Sohn beim festlichen Mahl: «Was eigentlich hattet

Ihr, verglichen mit uns, damals *nicht?*» Ich brauchte nicht lange nachzudenken: «Natürlich kein Auto, auch keinen Kühlschrank; viel wichtiger aber: keine Zeitung, kein Telefon, kein Radiogerät; Fernsehen gab es damals noch nicht.»

5 Und so blieb, trotz Thomas-Studium und Tagesgeschäft, noch Zeit, der jungen Hausfrau, zwischen Wohnraum und Kochnische auf einem Schemel hockend, eine ziemlich respektable Bibliothek vorzulesen: Leskows Erzählungen, den West-Östlichen Diwan, Rilke-Briefe und – nicht zu vergessen – «Die Kleine Schöpfung» von Konrad Weiß. [...]

Auf ziemlich kuriose Weise ging, während der ersten Kriegsjahre, auch die einigermaßen kontinuierlich durchgehaltene Thomas-Lesung weiter, die ich stets als kaum noch erwartbares Geschenk empfunden habe. Ich
15 war zur «Wehrmacht-Psychologie» einberufen worden, zu der münsterischen «Dienststelle für Eignungsuntersuchungen». Aber auch wenn wir, manchmal eine ganze Woche lang, an irgendeinem Standort der Truppe Dienst zu tun hatten, fand sich immer noch eine Nische, in der ich ins-
20 geheim das mir vor allem Wichtige treiben konnte. Die nach dem frühen Abendessen sogleich ins leidenschaftliche Kartenspiel versunkenen Kameraden ahnten natürlich nicht, was der mit gutartiger Ironie und wohlgelaunt auf sein Zimmer entlassene Outsider wohl zu schreiben ha-
25 ben würde: ich holte mir einen Band der «Summa theologiae» aus meinem Gepäck und suchte mir, hin und wieder beunruhigt durch das ferne Gedröhn englischer Luftangriffe, satzenartenartige Texte zusammen, die dann, weit über elfhundert an der Zahl, nach dem Kriege in einem
30 «Thomas-Brevier» veröffentlicht werden sollten – durch meinen Verleger-Freund Heinrich Wild, der zum Kriegsende noch, verwundet als amerikanischer Kriegsgefangener, in einem Lazarett festgehalten werden sollte.

Seltsamerweise befand ich mich zur gleichen Zeit, im
35 Frühjahr 1945, gleichfalls in einem Lazarett und gleichfalls in amerikanischer Kriegsgefangenschaft – obwohl ich weder verwundet war noch zum Lazarettpersonal gehörte. Ich war, wenige Wochen vor Kriegsende, an meinem Glückstag, dem Thomas-Fest, also am 7. März (an dem die
40 Amerikaner bei Remagen über den Rhein marschierten), wiederum zu Eignungsuntersuchungen an Schwerekriegsbeschädigten an das Lazarett Bigge im Sauerland versetzt worden, aber nicht mehr in der «großen Kriegsbemalung» des Wehrmacht-Psychologen, sondern als schlichter «Flieger P.». Ich hatte eben die Arbeit begonnen, da näherte sich die Front der Amerikaner. Ich hatte, wie das gesamte
45 Lazarett-Personal, die Armbinde mit dem Roten Kreuz anzulegen. Dann übernahmen die Amerikaner das Lazarett und verboten, völlig sinnlos, die Eignungsuntersuchungen.
50 So war ich plötzlich ohne Funktion – wie ein Häftling. Da erschien unerwartet der Freund Dr. Schranz, der ja in

der Nachbarschaft wohnte und als Arzt Zutritt hatte zum Lazarett und also auch zu dem Kriegsgefangenen Flieger P. Nach kurzer Lagebesprechung erinnerte er mich daran, wie oft ich in den vergangenen Jahren in seiner Bibliothek
5 die fünfzigbändige Sophien-Ausgabe der Goethe-Briefe betrachtet und seufzend geklagt habe, daß man wohl niemals die Zeit finden werde, sie zu lesen; aber jetzt sei sie doch da. Im Nu war verabredet, ich solle regelmäßig zwei bis drei Bände gebracht bekommen durch einen Lehrling
10 der dem Lazarett angeschlossenen Buchbinderei – und so weiter; das Ergebnis braucht nicht weiter beschrieben zu werden. Was aber nun in den nächsten Wochen über den «Leser» hereinbrach, kann man nur als schlechthin abenteuerlich bezeichnen. Natürlich habe ich die fünfzig Bände
15 mit völlig unabgelenkter Aufmerksamkeit Wort für Wort gelesen (und nebenher noch ein paar hundert Notizblätter mit Exzerpten gefüllt), wobei mir ein bis dahin völlig unbekannter Goethe vor den Blick kam, vor allem der Schweiger, den ich in einem kleinen Buch zu porträtieren versucht
20 habe. Natürlich hätte ich mir die Stille des Lesesaals einer Universitätsbibliothek gewünscht. Aber der Lärm rundum und die manchmal böartigen Attacken der mit mir auf engem Raum zusammengepferchten Kameraden gegen den «geistig interessierten» Nichtstuer haben den von seinem
25 Gegenstand faszinierten Leser kaum abzulenken vermocht.

Dies mir völlig unerwartet widerfahrene Lese-Abenteuer liegt nun schon fast ein halbes Jahrhundert zurück. Doch wenn ich die «wunderliche» Mitteilung bedenke, die der einundachtzigjährige Goethe dem Freunde Zelter anvertraut,
30 «daß ich, nach einer schnellen strengen Resolution, alles Zeitungslesen abgeschafft habe» – finde ich darin ziemlich genau die eigene Situation des «Lesers», hier und heute, zur Diskussion gestellt.